

nur zu milde und wohlwollende Besprechungen zu finden; aber alles das hat nichts mit der Erfüllung einer idealen Pflicht zu tun. Es ist in Wahrheit Dekadenz und Erniedrigung; es ist vor allem Verzicht auf das Hohe und Ideale. Der ideale Film bemüht sich dagegen, eben dies mit aller Kraft zu erreichen; dabei weigert er sich, skrupellosen Geschäftemachern zu dienen. Er gibt sich nicht mit leerem Moralisieren ab, sondern gleicht dessen Fehlen reichlich durch positives Wirken aus, das je nach den Umständen belehrt, erheitert, harmlose und edle Freude und Vergnügen verbreitet und jede Neigung zu Langeweile ausschließt; er ist zugleich leicht und tief, phantasiereich und realistisch. Mit einem Wort, er versteht es, ohne Pausen und ohne Rückstöße in die reinen Höhen der Kunst und des Entzückens zu erheben, so daß der Zuschauer am Ende den Saal heiterer, freier und innerlich besser verläßt, als er ihn betreten hatte: wenn er in diesem Augenblick dem Hersteller oder dem Schriftsteller oder dem Regisseur begegnete, würde er wohl nicht verfehlen, sie

freundschaftlich in ein Gefühl von Bewunderung und Duldbarkeit einzuschließen, wie auch Wir ihnen im Namen all dieser besser gewordenen Seelen väterlich danken würden.

Wir haben Ihnen, meine Herren, ein Ideal gezeigt, ohne die Schwierigkeiten der Verwirklichung zu verheimlichen; aber Wir drücken zu gleicher Zeit Unser Vertrauen in Ihre hervorragende Kompetenz und Ihren guten Willen aus. Einen idealen Film herzustellen ist ein Privileg nicht gewöhnlicher Künstler; gewiß ist es das hohe Ziel, auf das letzten Endes Ihr Können und Ihr Beruf Sie hindrängen. Gebe Gott, daß Ihnen alle die helfen mögen, die dazu imstande sind!

Auf daß diese Unsere Wünsche sich in diesem wichtigen Bereich des Lebens, der den Bereichen des Geistes so nahesteht, erfüllen mögen, rufen Wir auf Sie, Ihre Familien, auf die Künstler und führenden Leute der Filmwelt das Wohlwollen Gottes herab, als dessen Vermittler auf Sie alle Unser väterlicher Apostolischer Segen herabkomme.“

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Liturgie und Frömmigkeit

Zweiter Deutscher Liturgischer Kongreß in München

Der Zweite Deutsche Liturgische Kongreß fand vom 29. August bis 1. September 1955 in München statt. Er stand unter dem Thema: „Liturgie und Frömmigkeit“ und vereinte 20 Bischöfe und Äbte sowie über 2000 Teilnehmer (davon 1500 Geistliche) aus der Bundesrepublik, der DDR und 13 europäischen und überseeischen Ländern, an ihrer Spitze den Protektor des Kongresses, den Erzbischof von München, Josef Kardinal Wendel, sowie die Beauftragten der Fuldaer Bischofskonferenz für liturgische Fragen, Albert Stohr, Bischof von Mainz, und Simon Konrad Landersdorfer OSB, Bischof von Passau.

Seit jenem ersten denkwürdigen Kongreß vor fünf Jahren in Frankfurt (vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 481 ff. und 530 ff.), der einen Markstein in der liturgischen Reformarbeit in Deutschland darstellt und von dessen vier Resolutionen mittlerweile drei von Rom verwirklicht werden konnten (Osternachtfeier, Abendmesse, Nüchternheitsgebot), hat eine Anzahl liturgischer Studientreffen stattgefunden, deren bedeutendstes das von Lugano war (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 365 ff.).

In der Linie all dieser Gespräche und Tagungen hatte der Münchener Kongreß seinen Ort zu finden. Sein Programm machte von vornherein deutlich, daß wie in Frankfurt das Schwergewicht der diesjährigen Tagung erneut auf der Meßfeier liegen würde. Wie in Lugano (Thema: Tätige Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst der Kirche) war die Mehrzahl der Vorträge, vor allem die Grundreferate, auf den Mitvollzug des Kirchenvolkes bei der Eucharistiefeier hin angelegt. Darüber hinaus brachte München eine Ausweitung, einmal in Richtung einer unerläßlichen Zusammenarbeit von Katechese und Gottesdienst, dargestellt an Hand des neuen Katechismus, zum anderen durch zwei Referate über Stundengebet und Frömmigkeit. (Die anderen neun Referate, die die Eucharistiefeier zum Thema hatten, waren in ihrem Wert verständlicherweise unter-

schiedlich. Eine straffere Programmgestaltung wäre möglicherweise einzelnen wichtigen Referaten zugute gekommen, so vor allem dem Vortrag von Hermann Breucha über „Kommunionfrömmigkeit im Zeitalter der häufigen Kommunion“.) Wie in Lugano trugen, abgesehen von den Grundsatzreferaten, der Diasporaseelsorger und der Missionar aus der Praxis Wesentliches zum Thema bei.

Dennoch hatte der Münchener Kongreß eine ganz eigene Aufgabe. Ihm war weniger an einem Vorantreiben der Liturgiereform gelegen als an dem Aufweis dessen, was heute — im Rahmen des Zulässigen und Erlaubten — liturgisch in Deutschland alles getan werden kann und muß, bzw. was noch nicht getan wird. Es wurde immer wieder betont, es sei unnützlich, Neues von Rom zu erbitten, solange nicht das Zugestandene voll, d. h. in möglichst voller Breite, verwirklicht sei (besonders von Seiten Prof. Paschers unter Hinweis auf *Mediator Dei*). Ja einzelne Teilnehmer gingen so weit, zu verlangen, die Bischöfe sollten für ihre Diözesen auf liturgischem Gebiete Minimalforderungen bzw. Empfehlungen erlassen, nicht zuletzt, wie Fritz Hofmann betonte, um eine doppelgleisige Entwicklung auf liturgischem Gebiet in Deutschland zu verhindern (Elitepfarreien und deren Gegenteil). Die Kongreßleitung (Johannes Wagner, Trier) gab diesem Antrag nicht statt. — Es wurde ferner der seit Jahren immer lauter werdende Ruf nach der Muttersprache in der Liturgie sinngemäß dahin ergänzt, daß die Muttersprache allein auch nicht das Allheilmittel sei, wenn es nicht gleichzeitig gelänge, die Gläubigen zur aktiven Mitfeier des Opfers durch stärkeres Herausarbeiten der Höhepunkte, der inneren Dynamik der Eucharistiefeier, durch den Vollzug des Lobens und Dankens und das Erfassen der Symbolkraft der Zeichen und Bilder anzuhalten. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, galt die Arbeit des Kongresses der entscheidenden Frage nach dem Verhältnis des modernen Menschen, Priester und Laien, wie des Menschen im technischen Zeitalter überhaupt zur Liturgie der Jahrhunderte und ihren Forderungen, ohne daß eine zusammenfassende Analyse dieses Verhältnisses gegeben wurde.

*Die liturgische Erneuerung wird sich fortsetzen in der
Erneuerung der Liturgie*

Nach dem Eröffnungsreferat von Michael Schmaus, München, über „Liturgie als Lebensausdruck der Kirche“, in dem Schmaus zeigte, wie einerseits die Liturgie, indem sie Gott dient, zugleich die wahre Existenz des Menschen als Person verwirklicht, andererseits, wie sie durch ihr Tun immer in die Welt hineinwirkt, entwickelten Josef A. Jungmann SJ, Innsbruck, und Fritz Hofmann, Würzburg, das Verhältnis zwischen „Eucharistiefeier und Frömmigkeit“.

Jungmann behandelte besonders zwei Fragen: Was erwartet der moderne Mensch von der Liturgie, und, damit im Zusammenhang, welche besonderen Aufgaben erwachsen daraus der liturgischen Bewegung heute? Wie stellt sich denn unsere Situation dar? — Gewiß, so sagte Jungmann, wir dürfen mit großer Freude feststellen: „Die Feier der Eucharistie, der Messe vor allem am Sonntag, ist im Leben unserer Kirche auch jetzt schon eine große Sache.“ Aber wenn man den Gottesdienst älterer Prägung vor Augen hat, stellt man immer wieder fest, wie rasch sich eine unsichtbare Mauer zwischen Altar und Kirchenschiff bildet. „Die Blicke der Teilnehmer verschleiern sich, und es beginnt ein geheimnisvoller Ablauf von Riten und von Worten, die wohl besagen, daß ein tiefes Mysterium sich hier vollziehen soll . . . aber der Priester hat sich aus dem Volksganzen herausgelöst, und es ist nur mehr eine unsichere Gefolgschaft, die geleistet wird . . .“ Können wir denn diese Gläubigen, die während der Meßfeier ihre persönliche, sicher echte Andacht, aber doch Andacht eigener Wege, pflegen, und solche, die sich damit begnügen, körperlich anwesend zu sein, innerlich reicher aus dem Gottesdienst entlassen? Wer darauf antwortet, die Sonntagsmesse sei ja gar nicht der Ort zum Frommsein, für eine echte seelische Erneuerung, die Liturgie sei eine Sache der Pflicht, die eben getan werden müsse, den verweist Jungmann auf den heiligen Pius X., der gesagt hat: Hier, im gemeinsamen Gottesdienst, in der tätigen Teilnahme an den heiligen Mysterien, hier ist die erste und eigentliche Quelle. Jungmann begegnete auch einem anderen Einwand: Unsere Eucharistiefeier mag reich sein an innerem Gehalt, aber sie ist heute ein verschlossener Schatz, nicht nur wegen der Schranke der Sprache, sondern auch durch die Sprache einer religiösen Vorstellungswelt, die dem Volke weithin fremd geworden ist. Was ist zu tun? — Jungmann sagt: Wir müssen tiefer bohren, um auf den lebendigen Grund zu stoßen. Die Hilfsmittel sind dazu da, und die Vorarbeiten dafür sind geleistet. Vor allem ist die wichtigste Voraussetzung gegeben: „Die Seele unseres Volkes hungert nach der Nahrung, die in der Liturgie bereitliegt . . . Die Luft des Jahrhunderts ist scharf, nicht nur in den Städten . . . Gott ist dem heutigen Menschen ferner gerückt.“ Und doch weiß dieser Mensch, mindestens der christliche, um seine Begrenztheit, daß er dem Bedingtsein seines Daseins nicht entrinnen kann, daß er suchen muß, um sein Leben einzufügen in die Pläne Gottes. „Das religiöse Leben des heutigen Menschen ist entweder wesentlich, oder es ist überhaupt nicht.“ Hier nun kommt ihm die Liturgie entgegen.

Jungmann wies nach — an Hand einer kurzen Ausdeutung der Anlage der Meßfeier, wie diese dem Verlangen des modernen Menschen entgegenkommt.

Das Anbeten und Danken — das Hauptgebet des gesamten christlichen Gottesdienstes ist ein Dankgebet für das

Heilswerk, mit dem Gott in Christus die Geschichte der Menschheit auf eine neue Basis gestellt hat — ist unserem Christentum nicht mehr in gleicher Weise geläufig wie der Alten Kirche. „Das müssen wir selbst und das müssen unsere Gläubigen wieder lernen. Die Gläubigen müssen es lernen durch unsere Glaubensverkündigung.“ Sie müssen es lernen „auch und vor allem durch die Feier der Eucharistie, die genau auf diesen Ton gestimmt ist, weil sie eben nichts anderes ist als das große Opfer des Lobes und des Dankes“. Und noch in einer weiteren Hinsicht wird die christliche Frömmigkeit in der Opferfeier in die Schule genommen: in ihrer Zielsetzung auf die heilige Gemeinschaft. „Liturgisches Beten setzt immer schon Gemeinschaft voraus . . . Wenn das dem Bewußtsein erschlossen und innerlich vollzogen würde, was müßte das für eine Schule christlicher Brüdergesinnung und Bruderliebe sein!“

Jede Zeit, so stellte Jungmann fest, hat ihre eigene Weise, an der Eucharistiefeier teilzunehmen. „Unserer Zeit wird die Nähe geschenkt.“ Wer kann es da verantworten, die Gläubigen — in solcher Zeit — draußen stehenzulassen? — Jungmann zeigte, welche Wege bereits geöffnet sind, um die Gläubigen ins Heiligtum einzuführen. Schrittweise haben sie sich aufgetan: das Meßbuch ist heute allen zugänglich. Der Sinn ist erwacht für die Bedeutung der Teile, für das Zusammenspiel der Rollen, für den Anteil des Volkes. Es haben sich Formen herausgebildet, in denen das Volk seinen Anteil wieder selbst übernimmt. Heute, so sagte Jungmann, ist Liturgie „nicht mehr ein Museum, eine Sammlung von Altertümern, die sich auf merkwürdige Weise in unsere Zeit gerettet haben . . . Liturgie beginnt wieder Gegenwart zu werden.“ Alle, auch die, die nur eben sonntags zur Kirche kommen, um ihre Pflicht zu tun, können bereichert und gestärkt entlassen werden, „wenn wir den Gottesdienst so gestalten, daß er zu den Gläubigen zu sprechen vermag. Unschätzbare Möglichkeiten tun sich auf.“ Wenn nun auch dabei nichts Besonderes verlangt wird, keine neue Andacht, kein gewagtes seelsorgliches Unternehmen, nur daß das, was getan wird, richtig getan wird — ohne Mühe, ohne Geduld geht es nicht. Jungmann weist die Erwartungen, die sich an den recht gestalteten Gottesdienst knüpfen, freilich in die Schranken: Die Pflege der Liturgie für sich allein kann nicht alle Fragen der Seelsorge und geistlichen Führung lösen. Sie kann immer nur ein Teil der Seelsorge sein, freilich ihr Herzstück. „Sie wird nie alle Glieder der Gemeinde in gleicher Weise erfassen, aber sie wird immer wenigstens einen lebendigen Kern heranbilden, dessen gesunde Lebenskraft wieder allen zugute kommt“, und zwar aus dem Grunde, weil die Liturgie „in ihrer heutigen Erscheinung“ nicht beanspruchen kann, vollkommen zu sein. Auch in Hinsicht auf die Form der Liturgie leben wir in einer Zeit des Übergangs. „Es sind Anpassungen nötig, die sehr schwierig sind in einem Gebilde, in dem tausendjährige Überlieferungen gehütet werden sollen und in dem allen Völkern der Erde Genüge geschehen soll.“ Die Leitung der Kirche hat deutlich zu erkennen gegeben, daß sie gewillt ist, solche Anpassungen vorzunehmen. Die liturgische Erneuerung wird sich daher fortsetzen in der Erneuerung der Liturgie. Aber, so betont Jungmann eindringlich, „die Erneuerung der Liturgie kann, wenn sie wirksam sein soll, nicht durch eine bloße Verfügung von oben geschehen. Ihr muß das Verständnis von unten, die Bereitschaft und das Verlangen des Volkes und vor allem des Klerus entgegenkommen. Und diese Bereitschaft und

dieses Verständnis muß sich vor allem darin zeigen, daß die Möglichkeiten, die heute schon gegeben sind, dankbar ausgewertet werden . . . Die Massen hungern . . . Tausende verdursten an der Schwelle der Kirche. Wir können es uns nicht mehr leisten, unsere Reichtümer ungenützt vermordern zu lassen.“

Um ein vertieftes Christusbild

Wenn Jungmann versuchte, den Einfluß bestimmter liturgischer Formen in der Eucharistiefeyer auf die Frömmigkeit nachzuweisen, so zeigte Fritz Hofmann, Würzburg, die grundlegenden Wahrheiten auf, die im religiösen Bewußtsein stehen müssen, wenn eucharistische Liturgie und Frömmigkeit eine sinngemäß aufeinanderbezogene Verwirklichung finden sollen. Hofmann entwickelte diese Wahrheiten in strenger Anlehnung an die Schrift und die Väter und stellte sie als verbindliche Aufgaben für die Liturgische Bewegung von heute heraus. Er sagte: Frömmigkeit und Eucharistie gehören zusammen. Die Art dieser Frömmigkeit hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Im ersten Jahrtausend stand der Vollzug des Sakraments im Vordergrund, später das vollzogene Sakrament. Wenn die Liturgische Bewegung heute eine Rückwendung zur alten Betrachtungsweise herbeiführen will, kann das nur dann geschehen, wenn bei den Gläubigen eine ganz bestimmte Ausprägung des Christusglaubens und ein ganz bestimmtes Verständnis von der Kirche vorhanden ist, „sonst laufen sich alle neuen liturgischen Versuche als bloßer Betrieb bald tot“. In der Neuzeit ist das Verhältnis des Gläubigen zu Christus im wesentlichen von seiner geschichtlichen Erscheinung, vom historisch einmaligen Erlösungswerk und von der Gottheit Christi bestimmt. „Relativ viel weniger lebendig ist der Glaube an den wiedergekommenen Herrn, als der Glaube an den erhöhten Herrn . . . Wir glauben nicht zuviel zu sagen mit der Behauptung, daß die Auferstehung und Himmelfahrt und die damit verklärte Menschheit des Herrn in ihrer aktiven Erlösungsbedeutsamkeit von der Mehrzahl der heutigen Gläubigen — und davon sind nach dem durchschnittlichen Inhalt ihrer Verkündigung die Priester nicht ausgeschlossen — nur noch am Rande erfaßt wird.“ „Nun kann aber kein Zweifel sein, daß jene frühchristliche Zeit, in der die eucharistische Liturgie ihre grundlegende Formung erhalten hat, von dem lebendigen Glauben gerade daran erfüllt war, daß Christus als der Auferstandene und Erhöhte unser Mittler ist, der beim Vater für uns eintritt.“ Von diesem Bewußtsein her ist die Liturgie so geprägt, „daß diese nur von da aus mit wirklichem Verständnis gefeiert werden kann“. Hofmann verlangt daher, daß in jeder Gemeinde, in der Liturgie ernst genommen wird, von diesem Mittlertum „nicht nur gelegentlich einmal, sondern immer wieder“ gesprochen wird.

Ebenso wenig kann man Eucharistie verstehen „ohne den Glauben an den pneumatischen Leib des erhöhten Herrn inmitten der Gemeinde“. Christus ist in ihr eine gegenwärtige Macht. Aber erst seine „Erhöhung“, sowohl die am Kreuz wie die in der Herrlichkeit beim Vater, schafft eine Gemeinschaft mit den Jüngern, „wie sie in seinem irdischen Zustand noch gar nicht möglich ist“. Ein solches Gemeinschaftsverständnis eröffnet den Zugang zum rechten Verständnis der Kirche. „Dieses Verständnis der Kirche als Leib Christi ist für den liturgischen Vollzug und die eucharistische Frömmigkeit so wesentlich, daß

alle Bemühungen um eine liturgische Erneuerung ihr Ziel nicht erreichen können, solange die Gemeinde nicht zu einer lebendigen Erfassung dieser Wahrheit zurückfindet.“ Es besagt: Die Kirche als Gemeinschaft steht vor dem einzelnen Christen. „In der Kirche ist zuerst jene Einheit mit Christus verwirklicht.“ Diese Wahrheit aber ist dem Bewußtsein der meisten Gläubigen fremd. Sie sehen die Kirche vornehmlich in ihrer äußeren Organisation und hierarchischen Struktur. Da alle Sakramente gemeinschaftsbezogen im Sinne der Kirche sind, bedeutet eine eucharistische Frömmigkeit, die nur auf die persönliche Verbundenheit des einzelnen mit Christus bedacht ist, eine Verengung. „Sie kann sich niemals auf das Neue Testament und die kirchliche Überlieferung berufen.“ Hofmann nannte dann einige Mißstände in unserer landläufigen Meßpraxis, die erkennen lassen, daß es weitgehend an Überlegung fehlt, welcher Vollzug der Eucharistiefeyer der sachgemäß richtige ist: wenn die Gemeinde ihre Zuständigkeit vollständig an die Ministranten oder den Chor abtritt; wenn die für die Gemeinde bestimmten Texte vom Priester „still in fremder Sprache“ für sich gelesen werden; wenn Gloria oder Präfation angestimmt werden, und die Gemeinde mit einem Marienlied antwortet; wenn entgegen *Mediator Dei* die hl. Kommunion nicht mit während der Meßfeier konsekrierten Gestalten gespendet wird; wenn der eucharistische Anbetungskult so beherrschend in den Vordergrund tritt, daß die Meßfeier selbst dazu nur wie eine notwendige Vorbedingung erscheint.

Erfahrungen des Diasporapriesters

Daß das nicht so sein muß, bewies der Diasporaseelsorger in einem Erfahrungsbericht, der wegen der Fülle seiner positiven Anregungen unzweifelhaft zu den Höhepunkten des Kongresses gehörte. Der Referent, Theo Gunkel, Leipzig-Lindenau, betonte, daß er keineswegs einer Musterpfarrei vorstehe. Es gäbe in der Diözese Meißen sicher nicht wenige Gemeinden, die die Liturgie genausogut, wenn nicht besser als er mit seinen Gläubigen feiere. Freilich sei ihnen dabei die Zeit entgegengekommen: alles, was sich im Wandel der Jahre zwischen 1932 und 1955 an Echem, Gesundem gebildet habe, sei sorgsam gehütet und weiterentwickelt worden, und das trotz dem ständigen Einströmen von Flüchtlingen, trotz Abwanderung und Umschichtung innerhalb der Pfarrei. Dennoch ist es geglückt, der Masse der Gläubigen die Liturgie zum Erlebnis werden zu lassen. Welche Überlegungen und Versuche waren dazu notwendig? Gunkel behandelte die Frage unter zwei Aspekten. Einmal: Wie muß der Gottesdienst beschaffen sein, damit die Gemeinde in ihm fromm sein kann? Welche Möglichkeiten der Teilnahme und des Mitvollzugs gibt es? Wo sind die Kontaktstellen? — Zweitens: Wie muß die Gemeinde beschaffen sein, damit sie „liturgiefähig“ ist?

Die notwendige Stille

Nach Gunkels Erfahrungen müssen fünf Voraussetzungen gegeben sein, wenn die Liturgie fromm und in gutem Sinn volkstümllich werden soll.

1. Es muß der Stille und dem „inneren Gebet“ Raum gegeben werden, das heißt, wenn man den einzelnen nicht in der Spaltung von Frömmigkeit und Liturgie belassen will, daß sich die Liturgie im rechten Wechsel von gefülltem Schweigen und gesprochenem oder gehörtem Wort vollziehen muß. In diesem Wechsel von Teilnahme und

Empfangen baut sich der innere Raum auf, in dem die Seele atmen kann. — Dazu gab Gunkel einige praktische Hinweise.

a) Der Stil des Gottesdienstes muß flüssig und ruhig sein. Keine unnötigen Pausen und Längen, das macht besonders die Männer ungeduldig. Es dürfen keine „Löcher“ entstehen, aber jeder Vollzug muß Raum und Luft um sich haben, also z. B. nicht während des Segens das Schlußlied anstimmen.

b) Sinnvoller Vollzug der Oratio collecta. Wechselgruß, Aufruf zum Gebet, Stille — dann erst zusammenfassendes Gebet des Liturgen.

c) Der Raum des Hochgebets unmittelbar nach dem Sanctus bis zur großen Doxologie sollte ein Raum tiefen Schweigens sein. Dann bekäme auch das Gebet des Herrn seinen rechten Ort wieder.

d) Organist und Orgel müssen dahin geführt werden, an der rechten Stelle wirklich zu reden und zu schweigen. Kampf dem horror vacui.

e) Die Atmosphäre, die in einem rechten Wortgottesdienst bis zum Evangelium aufgebaut wird, darf nicht durch alle möglichen „Verkündigungen“ zerschlagen werden. Sie sind nach dem Evangelium unerträglich. Die Vermeldung hat ihren Platz am Schluß des Gottesdienstes.

Fürbitten

2. Es muß den persönlichen und allgemeinen Nöten und Anliegen im Gottesdienst der Gemeinde Raum und Ausdruck gegeben, aber auch die Gemeinde mit ihren Nöten und Anliegen in die große Anbetung mit hineingenommen werden. Diese Fürbitten sind aktuell zu halten und müssen vor verfrühter Ritualisierung bewahrt werden. Auch die monatlichen Anliegen des Heiligen Vaters sollten darin aufgenommen werden. Die Leipziger Gemeinde betet jetzt die Fürbitten nach dem Evangelium bzw. nach der Predigt. Ihr angemessener Platz ist freilich da, wo die Liturgie den Ort dafür offengelassen hat, nach dem Oramus vor der Gabenbereitung.

Anschaulichkeit und Wärme

3. Der Gottesdienst muß anschaulich sprechen, er muß in sich sinnvoll und deshalb in seinem wesentlichen Sinn mitvollziehbar sein. „Volkstümlich in echtem Sinne ist nicht das Bequeme oder zufällig Gewohnte, nicht das Billige und Sentimentale, aber wohl das Anschauliche, Sinnhafte.“ Daher sollten die Eigenarten der Zeiten und Feste im Kirchenjahr nicht verwischt oder durch sekundäre Feste oder seelsorgliche oder auch finanzielle Zwecke und Absichten überdeckt oder durch zu großes Vielerlei kompliziert werden, sondern es müssen die großen Linien und die Grundstruktur möglichst klar herausgeholt und die Symbole und Zeichen wirklich zum Sprechen gebracht werden.

4. Die Liturgie der Gemeinde muß auch dem Gemüthhaften, dem Herzhaft-Warmen Raum geben. Das bedeutet keinerlei Zugeständnis ans Sentimentale und Minderwertige. „Aber es darf nicht zu dünne Luft sein; der Gottesdienst darf nicht künstlich hochgeschraubt werden oder gleichsam auf Stelzen gehen.“ Sonst „zielen wir an der Seele des Volkes haarscharf vorbei“. Wenn auch die Feier der Eucharistie die Mitte ist, so macht sie die gute Andacht nicht überflüssig. Rosenkranz-, Kreuzweg- und Bittandacht haben echte, wichtige Funktionen. Nur müssen die Gestalten in sich klar bleiben, keine Vermengungen.

Bezüglich Musik und Gesang im Gottesdienst warnte Gunkel vor falschen Gegenüberstellungen und Einseitigkeiten. „Es geht nicht um die Frage, ob einstimmig oder mehrstimmig, ob Choral oder moderne Melodie, ob klassische oder moderne Polyphonie, auch nicht ob mit oder ohne Instrumentalbegleitung — sondern es stehen sich gegenüber ein Gottesdienst mit der richtigen Struktur in der Verteilung und dem Zusammenwirken von Liturgen, Chor oder Schola und Gemeinde, und ein Gottesdienst, der die Gemeinde zum Schweigen verurteilt . . .“ Die polyphone Messe darf nicht zur normalen Hoch- und Festform werden. „Und auf weitere Sicht besteht die Aufgabe, daß die Komponisten sich nach den Wesensgesetzen und der Struktur der Liturgie, und nicht die Liturgie nach den Kompositionen richtet, auch wenn sie berühmte Namen tragen.“

Muttersprache

5. Es muß in irgendeinem Umfang und Maß der Muttersprache Raum gegeben werden. Sollte es nicht möglich sein, so fragte Gunkel, „unbelastet von rationalistischen oder nationalistischen Motiven, aber auch ohne einseitige Kampfrufe und Parteiparolen, unbefangen von der Sache her zu fragen, was möglich und richtig ist, was wirklichkeitsgemäß ist“? Gunkel betont ausdrücklich, daß sein Beitrag zu dieser Frage das Ergebnis seiner praktischen Erfahrungen ist (diese, so fügte er hinzu, „sind dann allerdings nicht widerlegbar“).

a) Es ist möglich und wünschenswert, daß der lateinische Gesang des Ordinariums in einigen Choralmissen gepflegt und geübt wird. Die Leipziger Flüchtlingsgemeinde beherrscht die 1., 8., 10., 11. und 18. Choralmesse.

b) Es ist ebenso wünschenswert und notwendig, daß das Ordinarium auch deutsch gesungen werden kann. Gunkel hält die Form des „Deutschen Hochamtes“ für die Diaspora für unentbehrlich, „wobei die Erfahrung zugleich zeigt, daß keine umschreibenden Lieder den liturgischen Text zu ersetzen vermögen. Auch gute Lieder wird man bei häufiger Wiederholung leid. Den liturgischen Text kann man immer wieder singen — um so mehr, wenn die Übertragung auch in der Melodie dem Choral nahesteht. Man erfährt, wie dann doch noch etwas ganz anderes mitschwingt und wie man auch selbst noch ganz anders mitgenommen wird als beim lateinischen Gesang.“

c) Die Leipziger Gemeinde hält jeden Donnerstag ein vollständiges lateinisches Choralamt mit gesungenem Proprium. Als regelmäßige und normale Form des Sonntagsgottesdienstes einer Pfarrgemeinde hält Gunkel es jedoch „nicht nur für eine praktische Unmöglichkeit, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, sondern auch innerlich für unfruchtbar und verfehlt. Das Ziel der Verbindung von Liturgie und Frömmigkeit ist damit nicht zu erreichen.“ „Bei der Übertragung auch der Eigengesänge der Sonntage und Feste in neugeschaffene choralnahe Melodien haben wir erfahren, was es für die Frömmigkeit der Gemeinde und für die eigene Frömmigkeit bedeuten kann, wenn die großen Texte der Liturgie, also das Wort Gottes, unmittelbar in der Muttersprache erklingen und aufgenommen werden, wie ein Raum der Kontemplation entstehen kann und das Wort Gottes aufgenommen wird wie Morgentau von einer ausgetrockneten Wiese; und wie solche Texte . . . im Laufe der Jahre sich in die Seele der Gemeinde hineinsingen und einfach mit zum Text gehören.“

d) Bleibendes und dringendes Anliegen bleibt die Verkündigung des Wortes Gottes in Epistel und Evangelium unmittelbar in der Muttersprache. Eine nachträgliche Verlesung kann sie nicht ersetzen, im Gegenteil: Verdoppelung bedeutet belastende Länge. Und aus der besonderen Situation seiner Pfarrei fragt Gunkel: „Können wir unseren evangelischen Mitchristen gegenüber behaupten, daß das Wort Gottes bei uns ernst genommen wird, solange wir es nicht innerhalb des Gottesdienstes so verkünden, daß es aufgenommen werden kann, und ist es nicht gerade katholisch gedacht, daß das Wort Gottes nicht in der privat-erbaulichen Lesung, sondern als Wort des erhöhten Herrn durch die Kirche seinen eigentlichen Ort hat?“

Wie wird eine Gemeinde „liturgiefähig“?

Bezüglich der zweiten Frage seines Referates: Welche Voraussetzungen müssen getroffen werden, damit die Gemeinde „liturgiefähig“ wird, nannte Gunkel drei Aufgaben.

1. Die theologische Grundlegung und Weckung und Pflege der rechten Grundhaltung.

2. Es muß gefordert, geführt und geübt werden. „Die Norm liegt nicht in der sehr fragwürdigen Meinung der Gemeinde oder einzelner, sondern in der Liturgie der Kirche.“ Ein sinnvoller Vollzug überzeugt durch sich selbst. Natürlich darf man nicht den zweiten vor dem ersten Schritt tun. Jeder Schritt muß vorbereitet werden. Man muß heraushören, aus welchen Quellen und Motiven die Widerstände kommen und sie danach zu unterscheiden wissen. Es muß auch erklärt werden, aber es dürfen nicht kultische Handlung und Erklärung vermengt werden.

3. Die wichtigste und auch vor Gott entscheidende Voraussetzung der Liturgie ist die in Liebe und Frieden geeinte Gemeinde. Gunkel weist seine Gemeinde vor den großen Festen immer wieder darauf hin: „Auch unser schönster Gottesdienst ist ein Greuel vor Gott, wenn wir nicht vorher alles getan haben, was möglich ist — jeder an seiner Stelle und in gemeinsamer Bemühung —, dafür, daß niemand unter uns in Not verlassen ist.“ So hält die Gemeinde viermal im Jahr in allen Gottesdiensten den „Opfergang der Liebe“ und gibt jeden dritten Sonntag des Monats eine zusätzliche Gabe in der Kollekte, „die der, der in normalem Verdienst steht, sich monatlich zurücklegt für die brüderliche Hilfe in der Gemeinde und im Bistum“.

Die Gemeinde hat auch nach längerem Zögern die Fußwaschung am Gründonnerstag versucht. Am Abend des Tages vor der deutschen Trauermette, nachdem zunächst noch einmal das Evangelium von der Fußwaschung feierlich verkündet worden ist, wäscht der Pfarrer zwölf Männern, die nach Alter, Stand und Wohnsitz wirklich die Gemeinde vertreten, die Füße. Die Männer sitzen im Halbkreis im Altarraum, das Gesicht zum Altar, während Schola und Gemeinde abwechselnd singen: „Wo die Liebe, wo die Minne, da ist Gott.“

Wünsche der Mission an die deutsche Liturgische Bewegung

Was der Diasporaseelsorger explizite nachwies, das faßte Johannes Hofinger SJ, Manila, aus der Sicht des Missionars in einer großen These zusammen. Sein Thema lautete: Die kerygmatische Bedeutung recht gestalteten Gottesdienstes. Worin liegt es begründet, fragte Hofinger, daß die gewaltigen Aufwendungen in der modernen Missionsarbeit so geringe Erfolge eingebracht haben, gemessen an

den Erfolgen der christlichen Missionsbewegung während der ersten sechs Jahrhunderte? Weil, so lautete seine Antwort, sie es nicht wie die Alte Kirche verstanden hat, den Christen mit Hilfe des Gottesdienstes zu formen. Unsere Verkündigung und Katechese ist heute in den Missionen zuallererst schulmäßig aufgebaut. Der kerygmatische Gottesdienst hat dadurch den Vorzug vor jeder Katechese, daß er zugleich gibt, was er verkündet. Aber nicht nur das. Er macht auch die Christen zu Verkündern der heiligen Geheimnisse. „Die Liturgie formt Volksmissionäre.“ Was die Missionsarbeit von damals und heute grundsätzlich unterscheidet, ist, daß damals die christlichen Laien, erfüllt von den heiligen Geheimnissen, Mission trieben, heute hingegen die Priester allein. Hofinger ist der Überzeugung, daß es für die moderne Missionsarbeit keinen Fortschritt geben wird, „solange die Missionslast auf den Schultern der beamteten Missionare und Katechisten allein ruht“. Er fügte hinzu: „Das Ganze ist nicht nur ein Problem der christlichen Heidenmission.“

Daß diese Überlegungen nicht nur Theorie sind, wies Hofinger am Beispiel der zusammengebrochenen chinesischen Mission nach. Auch hier arbeitete die Mission in erster Linie mit dem Mittel der Schule. Dabei war es lange vor der Verfolgung klar, daß das erste, was die Kommunisten abschafften, die Schulen sein würden. Aber man stellte sich nicht zugunsten einer stärkeren Gottesdienstpraxis um, eines priesterlosen Gottesdienstes, den man in Zeiten der Verfolgung in die Familien hätte retten können. Daher ist die Lage der chinesischen Mission so unerhört ernst — trotz der wunderbaren Treue des chinesischen Klerus zur Kirche, von dem bis heute, nach Hofinger, kein einziges Beispiel echten Abfalls bekanntgeworden ist. In diesem Zusammenhang kam Hofinger auch auf die Erfahrungen zu sprechen, die er in den USA gemacht hat: hervorragende katholische Schulsysteme mit gründlichem Religionsunterricht. Und dennoch erkennt man jetzt auch dort, daß der Unterricht allein nicht ausreicht. „Die Kirche ist halt kein System abstrakter Wahrheiten.“

Was benötigt heute die Mission zur rechten Gestaltung des Gottesdienstes? Hofinger pries den unschätzbaren Wert des sog. „Deutschen Hochamts“. Die Mission, so sagte er, ist sehr daran interessiert, daß diese Art von Meßfeier in Deutschland erhalten bleibt. Er konnte dem Kongreß auch mitteilen, daß die oberste römische Missionsbehörde nach der Tagung von Lugano allen Missionsbischöfen, die diese Gottesdienstform in ihre Diözesen einzuführen wünschten, diesen Wunsch erfüllt hat. Die Mission bitte darum, Epistel und Evangelium während des Gemeindegottesdienstes in der Volkssprache zu verkünden. „Wie schön, wenn die deutsche Heimat dieses Recht von Rom erwirkte!“ „Wir müssen Rom klarmachen, daß Gott nicht durch Lektoren, sondern durch die Kirche allein zu uns spricht.“ Aber — Hofinger unterstrich auch hier die Generallinie des Kongresses — die Volkssprache beseitigt keineswegs alle heutigen Gottesdienstprobleme: erst die gegebenen Möglichkeiten ausnutzen, wenn es Sinn haben soll, Rom um weitere Zugeständnisse zu bitten.

Zwei Wünsche nannte schließlich Hofinger noch: einmal, die Heimat möchte sich doch stärker der Liturgiearbeit in den Missionen dadurch annehmen, daß alle Missionsanstalten und Missionare geöffnet seien für die pastoralen und liturgischen Anliegen der Mission; zweitens, daß der geistige Kontakt zwischen Heimat und Mission durch Austausch liturgischer und katechetischer Zeitschriften und

durch Unterstützung der Missionsinstitute verstärkt werden möge.

Die übrigen Referate

Aus der Fülle der Referate, die Hilfen zur recht gestalteten Eucharistiefeyer bieten wollten, wollen wir hier nur die wichtigsten kurz erwähnen. So behandelten das Verhältnis von neuem Katechismus und Liturgie Franz *Schreibmayr*, München (Die Glaubensgrundlagen des Gottesdienstes im Katechismus), Klemens *Tilmann*, München (Die Feier des Gottesdienstes im Katechismus; wobei seine Ausführungen über die vorliturgische Erziehung des Kindes, das Hinführen zum Symbolverständnis, besonders beachtet wurden), und Josef *Goldbrunner*, München (Die gottesdienstliche Feier als Erklärung des Katechismus), der das personale, biblische, eschatologische und menschliche Moment als Kriterium des rechten Gottesdienstes und der rechten Katechese betonte. Neben dem Vortrag von Theodor *Schnitzler*, Köln, über „Messe und priesterliche Innerlichkeit“ (die entscheidende Fehlentwicklung des Klerus ist seine Verdrossenheit) und dem Überblick von Josef *Hacker*, Passau, über „Die Messe in den neueren Diözesangebetbüchern“ verdienen besonders die Beiträge von Balthasar Fischer, Trier, und Hermann Breucha, Stuttgart, Erwähnung.

Mystagogische Predigt und häufige Kommunion

Fischer behandelte „Die Predigt über die Messe“. Er forderte eine mystagogische Katechese, die die Bewegung des Volkes zum Altar hin von der Kanzel her deutend und erklärend stützt. Diese Predigt darf nicht „alles sagen wollen“. Sie soll keine liturgiegeschichtliche Erklärung sein. Es gibt zwei Wege zur mystagogischen Predigt: ohne theologischen Apparat Grundsichten der Messe verdeutlichen, die Messe als Freude, die Messe als Fest, daneben die Meßteile erklären, die dem Volke zukommen (das „Amen“, das „Dominus vobiscum“); außerdem die messe commentée, wie sie besonders in Frankreich geübt wird.

Breucha entwickelte — leider stark gedrängt — einige Gedanken zur Frage der „Kommunionfrömmigkeit im Zeitalter der häufigen Kommunion“. Er fragte: Hat die durch die Kommuniondekrete Pius' X. eingeleitete häufige Kommunion eine Vermehrung der christlichen Substanz im persönlichen Leben der einzelnen wie im Leben der Kirche zur Folge gehabt? *Breucha* wagte die Frage nicht mit ja zu beantworten.

Wenn die häufige Kommunion, so führte er aus, fruchtbar werden soll, dann geht das nicht ohne eine Kommunionaskese, die darauf aus sein muß, das eigene Ich aufzugeben. Diese Hingabe des Lebens ist ein in der Kommunion sich ständig erneuernder Prozeß. Diese ist etwas ganz anderes als eine personale „Begegnung“ im Augenblick des Empfanges. Sie ist eine Lebenshaltung. In der Liturgie der Kirche steht das Bild des Mahles im Vordergrund. Die Postcommunien enthalten nur selten Dankgebete, fast immer Bitten um Läuterung und das Verlangen nach weiterer Sättigung. Die Kommunionfeier muß sich daher, will sie die einseitige personale „Begegnung“ überwinden, aus der gesamten Meßfeier speisen. Die täglich wechselnden Gebete bewahren den einzelnen vor der Monotonie des eigenen Betens.

Stundengebet und Frömmigkeit

Über „Stundengebet und Frömmigkeit“ sprachen Josef *Pascher*, München, und Emmanuel Maria *Heufelder* OSB,

Abt von Niederaltaich. Während *Heufelder* den Geist des rechten Breviergebetes an Hand der benediktinischen Ordensregel entwickelte, stellte sich *Pascher* all den Fragen, die das Breviergebet heute für so viele Priester problematisch machen. Er nannte die Schwierigkeiten, die sich von Form und Inhalt her der persönlichen Aneignung entgegenstellen. Das Stundengebet als Gemeinschaftsgebet fordert ständig zur Selbsttranszendenz auf, die sehr schwer zu vollziehen ist, da heute praktisch das Stundengebet weitgehend zum Einzelgebet geworden ist. Diese objektive Verkümmern kann dadurch überwunden werden, daß sich die Priester — nach dem Wunsch Pius' XII. — zum gemeinsamen Stundengebet mit den Laien zusammenfinden. Dazu sind Vorübungen freilich unerlässlich. Aber auch wenn der einzelne gezwungen ist, das Stundengebet allein zu verrichten, hat das seinen Sinn. Er betet dann stellvertretend für Pfarrei und Bistum.

Über die Aneignung der Texte sagte *Pascher*: Hier liegt wohl das eigentliche Problem. Denn die Kirche legt den Text fest vor. Er kann nicht subjektivistisch angeeignet werden. Die Aneignung gelingt nur dann, wenn sich die Person ihrer Gliedschaft in der Kirche bewußt ist. Das ist eine ständig zu leistende Arbeit. *Pascher* machte auf den Unterschied zwischen den drei Texttypen im Stundengebet aufmerksam. Die Lesungen wollen und können nur im Hören aufgenommen werden, die Psalmen nur als Gesänge — sie lassen also eine relative Freiheit der Aneignung zu, während das Vollzugsgesetz bei den Orationen die Person ganz in den Dienst der Kirche zwingt. Dem Beter muß bewußt sein, an wen sich sein Gebet richtet, an den Vater oder an den Sohn, sonst wird das für sein liturgisches Beten verhängnisvoll sein. *Pascher* erinnerte — im Anschluß an *Mediator Dei* — an ein sinnvolles Verteilen des Stundengebetes auf die Tageszeiten. Er stellte auch die Frage, ob das Breviergebet leben kann ohne das private Gebet, und meinte: praktisch ist das Stundengebet immer auf die private Frömmigkeit angewiesen. Das private und betrachtende Gebet geht dem Stundengebet voraus. Sicher ist dieses stärker persönlich, es darf jedoch nicht willkürlich werden, das hätte schwere Folgen für das liturgische Beten. Die Verbindung von privatem und Breviergebet darf daher nicht gelöst werden. Ist das aber nicht eine Forderung, die für unsere arbeitsüberlasteten Priester in der Mehrzahl nicht realisierbar ist? Hier wagte *Pascher* folgende Antwort. Es ist abwegig, so sagte er, immer nur das Gesetz der Kirche zu sehen und nicht die eigene Verantwortung. Arbeit, Brevier und Privatgebet müssen miteinander in Harmonie gebracht werden. Dazu gehört Mut zur Verantwortung, auch gegenüber den Brevierpflichten. Natürlich „muß auch die Arbeit zugunsten des Gebetes Opfer bringen“. Letztlich ist das Ganze eine Frage der Zucht.

Das Kolloquium

Das große dreistündige Kolloquium am Schlußtage des Kongresses leitete Heinrich *Kahlefeld*, München. Von den zahlreichen Anregungen, die aus dem Gremium vorgetragen wurden, sollen hier nur die wichtigsten genannt werden. Folgende Wünsche wurden ausgesprochen: eine neue Perikopenordnung, eine sinngemäße Form des Friedensgrußes für die Laien während der Meßfeier, die missa versus populum, Zusammenlegung von Kinder- und Erwachsenenmessen, Ministrantendienst sei nicht nur von Kindern zu leisten, Abschaffung des Tonus rectus bei den